

noch: Moritz gewann die Einsicht, daß „der Bestand seiner Teilpolitik vom größeren Ganzen abhängig war“, „er lernte über die Maße der Territorialpolitik hinaus in den Ausmaßen des Reiches denken“. Bedeutendes wurde auf diesem Wege errungen: der fürstliche Landesstaat und seine Selbständigkeit wurden gesichert, ein Friedensstand zwischen den Religionsparteien angebahnt, der Freiheit deutscher Nation und der Ordnung im Reiche gedient. Für dieses reinere und höhere Ziel hat Moritz sein Leben in jungen Jahren dahingegeben, so daß ihm die Möglichkeit nicht verblieb, einst Verschuldetes voll wieder gut zu machen. Das Bekenntnis zum evangelischen Glauben vor seinem Tode ist, wie Bornkamm meint, überzeugend und echt; auch manche von ihm erwähnte Einzelzüge lassen sein Charakterbild wärmer und freundlicher erscheinen. Auf den inneren Staatsbau und die Maßnahmen der Kulturpolitik in Sachsen ist B. nicht eingegangen. Moritz vertrat, dies ist das Wesentliche an seinem Urteil, einen neuen Herrschertypus in Deutschland: seine „geistige Welt lag zwischen Reformation und Staatsraison“.

Am Schlusse nimmt der Verfasser kurz zu dem wichtigsten Schrifttum Stellung. Weshalb man nicht nur von den panegyrischen oder einseitig ablehnenden Darstellungen, sondern auch von den „positiv würdigenden“ Abstand nehmen soll, ist mir nicht ganz verständlich; im einzelnen wird natürlich das Urteil, zumal nach der neueren Quellenerschließung, anders als bei ihnen ausfallen. Erich Brandenburgs verdienstvolle Darstellung der Jugend- und ersten Regierungszeit wird anerkannt; doch hier und da, zumal bei dem, was jenseits des Politischen liegt, weicht B. davon ab, nach meinem Dafürhalten nicht ohne beachtlichen Grund. Die von H. Kretschmar und mir freilich nur in knappsten Umrissen gegebene Darstellung (deren nicht Erwähnung geschieht) scheint mir zu der von Bornkamm selbst vertretenen Auffassung gut zu stimmen. Mit Recht wird die Fertigstellung der „Politischen Korrespondenz des Kurfürsten Moritz“ (in den Schriften der Sächs. Kommission für Geschichte) als dringendes Bedürfnis bezeichnet und die Bearbeitung einer Gesamtbioographie verlangt.

Leipzig.

R. Kötzschke.

Josef Pekař, Wallenstein 1630—1634, Tragödie einer Verschwörung. 2 Bände, Berlin, Metzner, XII u. 711, 336 Seiten.

Wenn Pekař den Sinn der tschechischen Geschichte nicht zuletzt in der unlöslichen Verbindung deutschen und tschechischen Volkstums auf dem geschichtlichen Raume Böhmens und Mährens erblickt hat, so ist ihm diese Erkenntnis schon früh am Problem Wallensteins aufgegangen, das seinen wissenschaftlichen Lebensweg begonnen und mit dem vorliegenden Werke abgeschlossen hat.

Aus dem Überblick über die ältere Wallensteinforschung, die der große tschechische Historiker als Einleitung seines Buches bietet, erhellt für den Freund der sächsischen Landesgeschichte, welche wertvollen und gerade auch von Pekař mit entscheidenden Rückwirkungen auf seine Auffassung des Wallensteinproblems benutzten Quellen das Sächsische Hauptstaatsarchiv enthält. Auch sächsische Forscher haben, wie ein Blick in manchen älteren Jahrgang dieser Zeitschrift dartut, beachtliche Beiträge zur Forschung über Wallenstein und seine Zeit geliefert.

Im Gegensatz zu der Auffassung zahlreicher deutscher Forscher, auch v. Šrbíks, glaubt Pekař in Wallenstein in erster Linie den böh-